

Sozialdemokrat

Zentralorgan d. Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei i. d. Tschechoslowakischen Republik.
Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.
Redaktion und Verwaltung: Drag 11., Petřikova 15. • Telefon: 20705, 31409. • (Nachredaktion): 20797 • Distributionsamt: 37344

12 Jahrgang.

Samstag, 2. Jänner 1932

Nr. 2.

Neujahrsempfang bei Masaryk.

Keine offiziellen Ansprachen.

Prag, 1. Jänner. (C. P. B.) Das Neujahr wurde beim Präsidenten der Republik auf der Burg in sehr einfacher Form durch die üblichen Audienzen der offiziellen Persönlichkeiten gefeiert. Das Proger diplomatische Korps entsandte seinen Deputierten, den päpstlichen Nuntius Ciriaci, zur Neujahrgratulation. Namens der Nationalversammlung fanden sich auf der Burg der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses J. Malypetr und der Vorsitzende des Senates Dr. J. Soukup ein, denen sich namens der Regierung Ministerpräsident J. Udrkal anschloß. Der Chef der Militärkanzlei des Präsidenten der Republik General Blaha geleitete sodann eine Delegation der Armee, in der sich Nationalverteidigungsminister Biškovský, Generalinspektor Podhajský, der Chef des Generalstabes Chrobok und der Chef der französischen Militärmission General Kaucher befanden, zur Audienz. Diese Besuche beim Präsidenten nahmen die Zeit von 11 Uhr bis 12.30 Uhr in Anspruch. Offizielle Ansprachen wurden nicht gehalten. Abends hatte der Präsident den Besuch des Stadttheaters in Weinberge, wo Langers Stück „Engel unter uns“ aufgeführt wurde, auf dem Programm.

Vor der Belegung Tschintshaus.

Tokio, 1. Jänner. (Reuter.) Nach hier eingetroffenen Meldungen hat die Vorhut der japanischen Truppen den Fluß Taling erreicht, so daß sie sich bereits de facto hart am Rande der Stadt Tschintshau befinden, die in der letzten Zeit den Mittelpunkt des Interesses bildet.

China leistet Widerstand?

Paris, 1. Jänner. Wie Havas aus Nanjing meldet, dementiert General Tschang Ring Schu formell, daß die chinesischen Truppen sich ohne Widerstand aus der Mandchurie zurückziehen würden. Die Zentralregierung habe im Gegenteil Marschall Tschanghsueliang angewiesen, den vordringenden Japanern energischen Widerstand entgegenzusetzen.

Hindenburgs Rundfunkrede durch kommunistische Parolen gestört.

Anzapfung des Kabels zur Sendestation.

Berlin, 1. Jänner. Die gestrige Rundfunkrede des Reichspräsidenten war von unbedeutender Seite durch Kommunisten und durch Vortrag verschiedener kommunistischer Parolen stark gestört worden; auch ein fortwährendes Pausenzeichen störte die Rede derart, daß sie für einen großen Teil der Zuhörerschaft stellenweise direkt unverständlich war.

Die Berliner politische Polizei hat noch in der Silberrnacht umfangreiche Ermittlungen wegen dieser Störung aufgenommen. Durch Besprechungen mit den Rundfunk-Beauftragten der Reichspost konnte zunächst ermittelt werden, daß die Störung nicht im Rundfunkhaus ihren Ursprung hatte, sondern daß von hochmöglicher Hand das Kabel, das die Übertragung zum Sender Königs-Waldenhausen vermittelte, „angegapft“ worden ist. Es gelang auch bereits, in der Nähe des Reutlinger Krankenhauses die Störungsstelle sicherzustellen, an der sich die Täter mit ihren Apparaten in den Stromkreis eingeschaltet hatten.

Mit der Ermittlung der Störungsstelle dürfte die Polizei auch bereits die Spur der Täter angeht haben, denn die Ausführung der Störung läßt kaum einen Zweifel darüber, daß die Täter mit den technischen Betriebsverhältnissen vertraut sein mußten.

Interessant, doch nicht ganz klar ist die Frage, welches Delikt sich die Rundfunkstörer schuldig gemacht haben. Zweifellos liegt schwere Sachbeschädigung vor; denn es handelt sich bei dem angezapften Kabel um einen Gegenstand, der dem öffentlichen Nutzen dient. Zweifellos ist auch der Tatbestand des groben Unfugens gegeben. Die Staatsanwaltschaft wird aber ferner noch zu prüfen haben, ob nicht in der Störung eine Beleidigung des Reichspräsidenten liegt und ob die Angelegenheit nicht auch unter die Bestimmungen der Verordnungen fällt, die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit besonders verhängte Bestimmungen vorsehen.

Aufruf zum Boykott.

Indischer Kongress rüstet zum Kampf.

London, 1. Jänner. (Reuter.) Der allindische Kongress hat sich als Ausschuh konstituiert und eine Resolution angenommen, in welcher der Vorsitzende des Kongresses ermächtigt wird, für den Fall seiner Verhaftung seinen Nachfolger zu bestimmen.

Der Kongress wendet sich in der Resolution sofort an das Land und fordert zu einem Boykott aller öffentlichen, von der Regierung betriebenen Institutionen, wie des Telegraphenwesens, der Gerichte usw. auf.

Gehorsamsverweigerung.

Gandhi regt letzte Verhandlungen an

Gandhi richtete an den Vizekönig eine Depesche, in welcher er ihm den vorläufigen Beschluß des allindischen Kongresses mitteilt, demzufolge die Aktion der Gehorsamsverweigerung fortgesetzt werden soll. Sollte der Vizekönig jedoch der Meinung sein, daß es zweckmäßig wäre, vorher mit Gandhi zu verhandeln, so würde man die Durchführung dieses Planes in der Hoffnung aufschieben, daß bei einer persönlichen Zusammenkunft vielleicht eine Lösung gefunden werden könne, auf Grund deren die indische nationale Bewegung von ihrer Absicht Abstand nehmen könnte. Nach dem vorläufigen Beschluß des allindischen Kongresses würde sich die Aktion des sogenannten bürgerlichen Ungehorsams auf den verschärf-

ten Boykott britischer Waren, auf die Nichtbezahlung von Steuern und schließlich auf die Nichtbeachtung besonderer Verordnungen der Regierung beziehen.

Vor der Verhaftung der Führer?

Bombay, 1. Jänner. Der Vizekönig hat in seinem Antwortbrief auf das Ultimatum Gandhis mitgeteilt, daß er grundsätzlich zu einer Unterredung bereit sei, jedoch keine Erörterung der neuesten Antiterrormaßnahmen wünsche.

Gandhi erwiderte auf das Schreiben, er betrachte die Antwort des Vizekönigs als unbefriedigend und als Zurückweisung seines Vorschlages. Er wiederholte dann seine Bitte um eine bedingungslose Unterredung.

In maßgebenden Kreisen wird der Erlaß einer Antiterrorverordnung für die nächsten Tage erwartet, die die Verhaftung wichtiger Kongressführer, möglicherweise auch Gandhis, vorsehen soll. In einer Versammlung erklärte Gandhi, daß er nur noch einige Tage Freiheit vor sich habe.

Der Kongress wird voraussichtlich noch am Freitagabend eine Entschließung fassen, worin die Weltstaaten aufgefordert werden sollen, der indischen Lage ihre Aufmerksamkeit zu schenken und zugunsten Indiens einzuschreiten.

Hindenburg appelliert an die Solidarität der Welt.

Berlin, 1. Jänner. Bei dem heutigen Neujahrsempfang beim Reichspräsidenten von Hindenburg wies der apostolische Nuntius Orsenigo im Namen des diplomatischen Korps darauf hin, die gegenwärtige Weltlage zeige, wie eng und untrennbar die wirtschaftlichen Bande seien, welche die Völker miteinander verknüpfen. Die Wohlfahrt einer Nation, ob sie nun zu den Siegern oder zu den Besiegten gehöre, sei heute nur im Rahmen einer gewissen die ganze Welt umfassenden Gesamtwohlfahrt vorstellbar. Der Zusammenbruch auch nur eines Großstaates müßte heute unvermeidlich seine Rückwirkungen auf viele andere Staaten ausüben. Angesichts der Größe einer solchen Gefahr haben endlich alle Völker die Notwendigkeit einer aufrichtigen allseitigen Verständigung zu begreifen begonnen.

In seiner Erwiderung erklärte Präsident Hindenburg u. a.: Deutschland müßte zu ungewöhnlich tief einschneidenden Maßnahmen greifen, die jedem Deutschen schwere Opfer auferlegen. Aber auch die höchsten Anstrengungen eines einzelnen Volkes reichen allein nicht aus, um der kritischen Lage Herr zu werden. Diese Erkenntnis müßte ohne Zögern in die Tat umgesetzt werden. In verständnisvollem Zusammenwirken müssen die Regierungen Lösungen finden, die eine Gesundung der Wirtschaft und der Finanzen in der Welt ermöglichen. Weiters erklärte der Präsident, die Erwartungen in der Frage der Abrüstung dürften nicht nochmals enttäuscht werden. Auch auf diesem Gebiete darf in Zukunft kein verändertes Recht für die einzelnen Völker gelten. Der Präsident schloß mit dem Wunsch, es möge den Regierungen im neuen Jahre gelingen, der Welt die endgültige Befriedung zu geben.

„Neuer Lebensmut“.

Berlin, 1. Jänner. Als Vertreter des beurlaubten Reichskanzlers begrüßte Reichspostminister Dr. Schädel namens der Reichsregierung den Reichspräsidenten mit einer Ansprache, in der er die Glückwünsche der Reichsregierung übermittelte und in der er sagte: „Das neue Jahr soll nun die entscheidenden Verhandlungen bringen und die Reichsregierung hofft, daß es der Einsicht aller gelinnet, zu einer Regelung zu kommen, welche die Wirtschaft wieder heilt und den schwer geprüften, von der Geis-

der Arbeitslosigkeit gepeinigten Völkern neuen Lebensmut einhaucht. An diese schwere Arbeit des neuen Jahres geht die Reichsregierung von dem festen Willen befeelt, dem deutschen Volke und Vaterlande die notwendigen Erleichterungen zu schaffen.“

Kommunistische Streitparolen.

Schweizer, 1. Jänner. Die „Zentralstreikleitung“ der Bergleute im Ruhrgebiet eine vor kurzem neu ins Leben gerufene Organisation, die sich aus Bergarbeitern aller Richtungen zusammensetzt, hat beschlossen, morgen auf allen Gruben des Ruhrreviers den Streik auszusperren. Als Grund wird die 10prozentige Lohnföhrung angegeben. Die Gewerkschaften werden an den Streik offiziell nicht teilnehmen.

Wieder ein Hafentreuzermord in der Silberrnacht.

Danzig, 1. Jänner. Zu einem schweren Zusammenstoß kam es in der vergangenen Nacht in Goppot zwischen Anhängern der Nationalsozialisten und Mitgliedern des Vereins „Freunde der Sowjetunion“. Eine etwa 20 Mann starke Gruppe von Nationalsozialisten drang in ein Lokal ein, in dem die Kommunisten eine Silvesterfeier abhielten, und gab mehrere Schüsse ab, durch die eine Person tödlich verletzt wurde. Bei der darauf folgenden Schlägerei wurden mehrere Personen verletzt. Die Polizei nahm 13 Personen fest. Die Nationalsozialisten erklärten, in das Lokal eingedrungen zu sein, weil sie angeblich von dort beschossen worden wären.

56.500 Mark aus dem Postwagen geraubt.

Bolltrop, 1. Jänner. Zwei maskierte Räuber drangen gestern abends in einen Bahnpostwagen ein, der auf dem hiesigen Bahnhof zur Abfahrt nach Essen bereit stand. Während einer von ihnen, in jeder Hand einen Revolver, die Postbeamten in Schock hielt, raubte der zweite einen 40 kg schweren Geldkasten mit 56.000 Mark. Die Täter flüchteten mit ihrer Beute in einem bereitstehenden Auto.

Der Spießher rebelliert.

In früheren Zeiten war der politische Besitzstand der bürgerlichen Parteien ein ziemlich stabiler und nicht leicht änderbarer. Manche dieser Parteien durchlebten mitunter eine Art Hochkonjunktur, so die christlichsoziale in Wien, die deutschvölkische in den Südeuropaländern, manche erlitten gelegentlich bei Wahlen Einbußen, doch nie vor dem vollzog sich bei ihnen ein so rapider Auflösungsprozeß, wie gegenwärtig in Deutschland und nach den Ergebnissen der letzten Gemeindevahlen zu schließen, bei einzelnen von ihnen, so bei der Deutschen Nationalpartei, auch bei uns. Der bürgerliche Wähler, einmal auf eine Partei eingeschworen, war nicht leicht zu einer Aenderung seines politischen Glaubensbekenntnisses zu bewegen. Das ist jetzt anders geworden, gründlich anders. In Deutschland zeigt gegenwärtig jede Wahl zu irgend einer parlamentarischen Körperschaft dasselbe Bild: binnen kurzer Zeit schmilzt die Wählerschaft ganzer Parteien auf die Hälfte und noch mehr als um die Hälfte zusammen, man kann in Deutschland heute von einer wahren Massenflucht der bürgerlichen Wähler sprechen und manche Vorzeichen deuten an, daß es bald vielleicht auch bei uns so sein wird. Wohin diese bürgerlichen Wähler flüchten, das ist das Lager der Nationalsozialisten. Diese mit dem Gelde der Schwerindustrie und des Trustkapitals großgezogene Partei wurde und wird auch noch jetzt von den bürgerlichen Parteien gehätselt und zumindest wohlwollend toleriert, weil sie in ihr das Mittel zur Niederringung des Marxismus erblickten, nun werden sie mit Bestürzung gewahrt, daß trotz aller Anstrengungen und Demagogie des sogenannten Rationalsozialismus der Marxismus im wesentlichen unerschütterlich geblieben ist, daß dagegen sie selber vom Rationalsozialismus mit Haut und Haaren aufgefressen werden.

Fluchtartig übergehen also die bürgerlichen Wähler in das Lager der Nazis. Was übrigbleibt, ist oft nur ein Torlo. Wenn beispielsweise in einem Lande wie Bessen die bürgerlichen Parteien auf einen Schlag 100.000 Stimmen, das ist mehr als die Hälfte ihres Besitzstandes an die Nazis verlieren, so kann man wohl behaupten, daß sich im Bürgertum ein noch nie dagewesener Umschichtungs- und Zerlegungsprozeß vollzieht und daß das Bürgertum bis auf kleine Reste seine früheren Ideologien über Bord wirft.

Was sich hier vollzieht, es ist die Rebellion der Mittelschichten gegen die Wirtschaftskrise. Proletarisiert, deklassiert, in ihrer früheren gesicherten Existenz aufs Schwerste erschüttert, werfen sie sich dem Faschismus in die Arme. Angesichts der Erschütterung der Grundlagen des kapitalistischen Wirtschaftssystems, die auch sie in den Wahlstrom der wirtschaftlichen Katastrophe hineingerissen hat, ohne daß sie einen Ausweg sehen würden, steht ihnen nur die eine Erfahrung zur Seite: daß es früher besser war und in ihrer Bedrängnis, die ebenso groß ist wie ihre Ahnungslosigkeit möchten sie das Rad der Entwicklung nach rückwärts drehen, die Zukunft nach der Vergangenheit gestalten. Und eben dazu erscheint ihnen der Nationalsozialismus als das geeignete Mittel.

Gerade, man muß auch die geistige Atmosphäre, in der das Kleinbürgertum lebt, kennen, um sein Ueberlaufen in das nationalsozialistische Lager zu verstehen. Am Anfang aller politischen Weisheit des Spießers, besonders des deutschen, stand der Stammtisch. Hier hat er seit jeher jener stupiden Raunerei über alles und jedes sich befehligen, die im Grunde genommen den Gedankeninhalt des Nationalsozialismus bildet. Hier oblag er der politischen Quackalberei, die aus einem unso unfehlbarer und selbstbewußter sich fühlenden Herzen strömte, je mehr Bierkrug die Kehle hinuntergeschloffen waren. Mit kräftigem Auftrumpfen und Bramarbasieren wurden hier alle Probleme, über deren Lösung sich die

Staatsmänner vergebens die Köpfe zerbrochen, spielend gelöst. Verständnis und geistige Reife hat der deutsche Spießer nie aufgebracht, viel näher stand seiner beschränkten Einsicht schon der „starke Mann“, den er, wenn er ihn nicht in sich selber sah, in irgend einer Person verkörpert fand und von dem er erwartete, dieser würde, wenn er einmal ans Ruder gelange, alles sozusagen aus dem Handgelenk und über Nacht ganz nach den Wünschen des sich irgendwie bedrängt oder unzufrieden fühlenden Spießers ändern. Die blindwütige Führer- und Selbsterhebung, die Wirrheit der Stammtischdiskussionen, das wüste Dramatisieren, das die politische Schlagwort, das Haschen nach dem Wind — wer sich die Mühe nimmt, einmal an einer nationalsozialistischen Versammlung teilzunehmen, findet alle Konfusion und allen Schwah, wie er früher und auch noch jetzt an deutschen Stammtischen produziert wurde, getreu und vollzählig wieder. Der Denkfähigkeit des Spießers kommt es nicht so sehr darauf an, was geschehen soll, viel wichtiger ist ihm, daß etwas zu geschehen scheint.

Die geistige Disposition des Kleinbürgers, die ihn niemals das ökonomische Geschehen verstehen gelernt hat und ihn seine Rettung durch einen „Messias“ erwarten und erhoffen ließ, hat ihn sicher für das verschlossene und nur aus Schlagworten bestehende nationalsozialistische Programm eingenommen, doch richtig reif gemacht dafür hat ihn erst sein rascher Proletarisierungsprozeß durch die Wirtschaftskrise, in Deutschland überdies durch die Verheerungen der Inflation. Bis vor wenigen Jahren war der Nationalsozialismus in Deutschland eine lokale Erscheinung, die kaum über München hinaus Bedeutung hatte. Erst seitdem mit der Inflation der Beginn der schweren Katastrophe auch über das Kleinbürgertum hereinbrach, die dann in der nun schon Jahre andauernden und sich seitdem ständig steigenden Wirtschaftskrise zur Vernichtung aller Fundamente führt, auf denen das Kleinbürgertum seine über den Lebensstandard des Arbeiters gehobene Existenz dauernd gesichert glaubte, erst seitdem ist es von der Stammtischphantasie zur offenen Revolte übergegangen, die sich eben in dem massenhaften Anschluß des Spießers an die nationalsozialistische Bewegung äußert.

Die Ungereimtheiten, Unsinntigkeiten, Widersprüche und das hilflose Gestammel des sogenannten nationalsozialistischen Programms aufzudecken kann nur gegenüber Arbeitern von aufklärender Wirkung sein. Den Spießer, der den Boden unter sich wanken fühlt und den vor allem die Angst davor erfüllt, dauernd das Lebenslos des Proletariats teilen zu müssen, wird man vergebens mit der Aufzeigung der Verlogenheit der antikapitalistischen Phrasen des Nationalsozialismus aus dessen Gefolgschaft loszulösen versuchen. Denn was der Spießbürger im Nationalsozialismus sucht, das ist wahrlich nicht der Sozialismus, das ist vielmehr die Rückkehr auf eine frühere Stufe der kapitalistischen Entwicklung. Es ist nicht die Befreiung des Proletariats vom Joch der kapitalistischen Ausbeutung, die ihn nationalsozialistisch wählen läßt, sondern der Wunsch, die Sehnsucht nach einer Ordnung, in der der

Arbeiter aufhört, an der Schicksalsgestaltung des Staates mitzuwirken und ihm die Hauptlast der Krise aufgebürdet werden, auf daß der Mittelstand und das Beamtentum wieder auf jene Lebensstufe gelangen können, von der sie durch die wirtschaftliche Entwicklung des letzten Jahrzehntes herabgestoßen wurden.

Es wäre eine billige Erklärung für das Ansteigen der nationalsozialistischen Flut, wollte man sie lediglich als Ausdruck eines Massentwahnstums oder einer Massenillusion ansehen. Um Wesen und Ziel des National-

Weg mit der Spaltung!

Von E. Durian.

Die Arbeiterbewegung Deutschlands und der ganzen Welt befindet sich in größter Gefahr. Der gefährlichste Feind der Arbeiterschaft und aller sozialen Erziehungskräfte der Arbeiter und Angestellten will in teuflischer Art alle Organisationen der arbeitenden Masse niederschlagen. Die Regierung Brüning's wird die Aktionen der Faschisten in Deutschland nicht aufhalten, sie sind nur verschoben, die Wählerarbeit der Hitlerleute gegen die sozialistische Arbeiterbewegung geht weiter. Hören wir drei Stimmen, welche Bedeutung dem Siege der Faschisten zukommen würde.

In manchen bürgerlichen Kreisen wurde und wird noch immer angenommen, daß die Ergreifung der Macht durch die Hitlerianer in Deutschland unaufhaltbar ist. Der „Prager Börsen-Courier“ schrieb kürzlich: „Wenn Brüning von den Franzosen nicht ein gewaltiger Erfolg zugeschoben wird, dann müssen wir damit rechnen, daß die Herrschaft über Deutschland in wenigen Wochen Herrn Hitler wie ein reifer Apfel in den Schoß fallen wird. Der Anhang um Hitler wächst von Tag zu Tag, sein Kommen ist nur mehr eine Frage der allernächsten Zukunft.“

Manche andere Politiker sind nicht derselben Ansicht, aber auch sie rechnen mit einem großen Sieg der Faschisten bei den nächsten Reichstagswahlen, der dann eine Regierungskoalition der Faschisten und der Zentrumskräfte herbeiführen wird. Auch das wäre selbstverständlich ein Sieg der Faschisten. Die Arbeiterbewegung wäre in beiden Fällen schwer, ja tödlich getroffen.

Der „Prager Börsen-Courier“ nimmt für den Fall des Sieges der Hitlerleute an, daß sich die Kapitalisten auf allen Börsen damit leicht abfinden werden und sonst meint er ganz gefassen: „Daß Hitler mit den Sozialdemokraten und Kommunisten in Deutschland scharf abrechnen wird, ist eine innerdeutsche Angelegenheit.“ Wie diese scharfe Abrechnung ausfallen würde, weiß die sozialistische Arbeiterschaft genau, aber auch andere Kreise schildern uns sehr lebendig, was die Herrschaft der Faschisten in Deutschland bedeuten würde. In der 50. Nummer der Wochenschrift „Die Bühne“ schreibt Carl von Ossietzky im Artikel „Kommt Hitler doch?“, „Die gleiche Not, die alle schwächt, ist Hitlers Stärke. Der Nationalsozialismus bringt wenigstens die letzte Hoffnung: den Konnibalismus. Man kann sich schließlich noch gegenseitig fressen. Das ist die fürchterliche Anziehungskraft dieser Heißelehre.“ Was wird nun die Folge sein, wenn die Stunde des Faschismus kommen sollte? Eine Unklarheit darüber ist unmöglich. „Dann wird der Sieg des monopolisierten Kapitalismus vollkommen sein. Dann wird der S.A.-Landsknecht die Manneszucht in den Betrieben schon über-

sozialismus zu verstehen, muß man auf seine wirtschaftlichen Ursachen zurückgehen, dann wird einem nicht unklar bleiben, daß sich in ihm das Streben nach einer faschistischen Staats- und Wirtschaftsordnung verkörpert. Er ist die Rebellion des verfallenden Mittelstandes wohl gegen die Wirtschaftskrise, aber nur insoweit, als er diese durch die Verflaubung und Verebendung der Arbeiterschaft zu lösen trachtet. Die Arbeiterschaft muß sich in jedem Augenblick der ihr aus dieser Revolte drohenden großen Gefahren bewußt sein.

nehmen. Dann werden die Gewerkschaften zertrümmert werden...“

In einer anderen Abhandlung — „Aktive Abwehr“ — schildert Erich Mühsam die Folgen der Faschistenherrschaft: „Schlagen die Faschisten zu, dann ist das erste, daß nach längst fertigen Plänen alle organisatorisch und rednerisch tätigen Kräfte, alle der Führerschaft verdächtige Personen verhaftet oder noch wirksamer beiseite geschafft werden.“ Erich Mühsam schildert auch das Mittel, das gegen die Faschisten das einzig wirksame ist: „Die einzige Kraft, die imstande wäre Hitlers Machtergreifung zu verhindern, ist der verbundene Wille der vom Nationalismus nicht verwirrten deutschen Arbeiterschaft. Darüber sind sich alle Arbeiter, die sich überhaupt Gedanken machen, einig. Sie wissen auch, daß das Mittel, über das sie verfügen, der Generalstreik ist. Nur der Generalstreik kann den Massenmord und die vollständige Verflaubung der deutschen Arbeiterschaft verhindern. Die Arbeiter haben jetzt anderes zu tun als sich gegenseitig zu beschimpfen und zu verprügeln... Es ist Zeit, höchste Zeit, zu handeln.“

Faschismus in Deutschland, das ist: scharfe Abrechnung mit den Sozialdemokraten und Kommunisten, Gleichgültigkeit aller kapitalistischen Welt dazu, Verhaftungen, Einkerkelungen, Ermordungen aller organisatorisch tätigen Personen, Massenmord in den Reihen der sozialistischen Arbeiter und Angestellten, Kannibalisierung, Niederwerfung der Gewerkschaften, vollständige Verflaubung der Arbeiterschaft, Triumph des argsten Kapitalismus, Faschismus — das ist Zentrum. Ob die Herrschaft des Faschismus sich „gefällig“ oder ungefällig verhalten würden, ob ohne Kompromiß oder mit einem Kompromiß mit anderen bürgerlichen Parteien, das ist für die Arbeiterbewegung gleichgültig. Das Wüten der Faschisten gegen die Arbeiterbewegung würde sich in allen Fällen gleich gestalten.

Das Mittel gegen den Faschismus ist die Einheit der Arbeiterbewegung. Der Generalstreik kann wirklich nur dann gelingen, wenn die Arbeiterbewegung sich schon früher einigt. Auch ein eventueller Generalstreik hat seine Vorbedingungen. Er kann nicht plötzlich wie ein Schuß aus der Pistole kommen. Die Arbeiterbewegung muß schon früher den gegenseitigen Bruderkampf aufgeben. Damit würde sich die Situation sofort zu ungunsten des Faschismus verändern. Gegen die einheitsliche Arbeiterbewegung der ganzen Welt kann der Faschismus überhaupt nicht aufkommen. Die Einheit der Arbeiterbewegung ist eine so große Kraft, daß sie den Faschismus auch ohne Generalstreik niederschlagen kann, daß aber der Generalstreik, wenn er unternommen werden möchte, dann bestimmt mit dem vollen Siege rechnen kann.“

Die Einheit der Arbeiterbewegung hat wieder ihre bestimmte Vorbedingung. Die kommuni-

Lest den



Vierteljährlich
K 18.15
Monat. „ 6.45

ARBEITERFUNK

Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin S 42, Alexandrinenstraße 27.
Offizielles Organ des Freien Radio-Bundes d. Tschechoslowaken.

DAS BLATT DER WERTTÄTIGEN BÄSTLER U. MÖRER

Probeheft kostenlos vom Verlag der Neuen Gesellschaft G. m. b. H., Berlin S 42. Der „Arbeiterfunk“ kann durch die Post durch die Ortsgruppen des Freien Radio-Bundes, alle Volksbuchhandlungen sowie direkt vom Verlag in Berlin S 42, Alexandrinenstraße 27 bezogen werden.

stische Parteiführung müßte mit dem Kampf gegen die Sozialdemokraten aufhören und müßte für die Zusammenfassung der Kräfte der Kommunisten und der Sozialdemokraten eintreten. Die Einheit der Arbeiterbewegung kann auf der Grundlage der Bekämpfung der Sozialdemokraten nicht erreicht werden.

Die Politik der Fährung der kommunistischen Parteien ist unbegreiflich. Auch in der Tschechoslowakei wird zu der möglichen Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland von der heutigen Parteiführung der Kommunisten Stellung genommen. Anscheinend stolz wird erklärt: „Die Faschisten in Deutschland? Brüning? Die Sozialdemokraten? Lauter elende Kerle! Alle zusammen sind nicht der Rede wert. Wir, die Kommunisten, werden sie alle zusammenschlagen und fiegend wird die Diktatur des Proletariates errichtet werden.“ Diese Sprache gleicht dem Dramatisieren der alten geistlosen kaiserlichen Militaristen. Auch diese erklärten aufgeschlossen: „Frankreich? Belgien? Rußland? England? Amerika? Italien? Das ist alles zum Lachen. Das herrliche preussische Militär wird mit allen fertig werden und nach dem Kampf wird herrlich die Welterschaft Deutschlands erschrecken.“ Diese Sprache, sie war heillos dumm. Die Kommunisten sollten diese unsinnige Politik nicht nachahmen.

Die einzig richtige Politik gegen die weiter bestehende furchtbare Gefahr des Faschismus ist die Zusammenfassung und Einheit der Arbeiterbewegung. Weg mit der Spaltung der Arbeiterbewegung! Verständigung und Vereinerung der Kommunisten und Sozialdemokraten! Kampf gegen die Heiler und Mörder der Arbeiterbewegung!

Die Kommunisten jedes Staates, auch die Kommunisten der Tschechoslowakei könnten zu dieser aus den eindeutigen Tatsachen sich ergebenden notwendigen Politik sehr viel beitragen.

Skandal in der Kassa-Krankenkasse. Wie das Sitidny-Blatt meldet, wurden die beiden leitenden Angestellten der Krankenkassa der Privatbeamten in der Saager Gasse in Prag, Josef Kaffa und Mitoslav Gregz, von ihrem Posten entbunden. Die Ursache dieser Maßregelung ist das Vorgehen der beiden Beamten beim Bau des Erholungsheimes in Trentschin-Teplitz. Sie sollen ohne Genehmigung der Verwaltungskommission 2 Millionen Kronen für den Bau dieses Gebäudes angewiesen haben, das auf einem fremden Grundstück ohne Zustimmung des Eigentümers erbaut worden ist. Dieser verlangt nun die Demolierung des mit einem großen Kostenaufwand errichteten Baues. — Die erwähnte Krankenkassa ist in tschechoslowakischen Ländern, und auch der D. S. B. hat für diese Kassa seit Jahren Propaganda gemacht.

Das Loch im Himmel.

Novelle von Ernst Kreisler.

In den Herbsttagen sah er schweigend abwärts in einem Winkel, als sein Brot und wies den Schnaps. Er konnte seinen Schnaps nicht trinken. Ein Ekel würgte ihn schon beim bloßen Denken daran. Aber er konnte auch nicht mehr arbeiten. Immer, wenn er Hammer und Meißel aus dem Ranzel nahm, mußte er an den Wilhelm Tot denken. In zwei waren sie gewandert. In zwei hatten sie nebeneinander bei der Arbeit gefressen. In zwei hatten die Hämmerchen ihr lustiges Klöpfeln ertönen lassen. In zwei hatten sie die rauchende Suppe aus demselben Napf gelöffelt und zu zwei waren sie wieder weitergewandert. Alles hatten sie gemeinsam getan. Jetzt war er allein und doch wieder nicht. Der Körper des Erschlagenen lag draußen in der Heide auf einem stillen Dorffriedhofe. Sein Geist aber war nicht tot. Der lebte. Der ging weiterhin mit ihm und war um ihn, immer, was er auch tat. Der nahm ihm den Hammer aus der Hand. Der legte sich neben ihn in das Stroh und ließ ihn nicht schlafen. Der fand die Ruhe nicht, niemals. Warum —? Weil der Vater auf ihn wartete —. Der Vater und die Schwester, und die Heimat, und der erste Tanz daheim im Krug —.

Wie eine läche Erlösung war ihm plötzlich diese Erkenntnis gekommen —: der Wilhelm wollte nach Hause! Es litt ihn nicht in der fremden Erde, die nicht schwer genug war, um seine starke Sehnsucht nach der fernem Heimat zu decken. Sein Geist war an den Mörder gekettet. So mußte er nach Eldringen zu dem Bauer Tot wandern, der als der vierte seines Geschlechtes die Scholle pflügte und als der letzte nun —.

So klar und selbstverständlich erschien ihm dieser Gedanke, daß er nur wenig Zeit brauchte, um feste Formen anzunehmen. Alles in ihm

drängte zur Verwirklichung dieses Vorhabens. Wo lag Eldringen —? Er wußte es nicht. Aber er begann zu wandern und zu fragen und darüber vergingen noch ein Sommer und ein Winter und als der Frühling zum zweitenmale seit jener Nacht in der Heide einzog, war Fridolin Sohr am Ziele.

Ein großes Bewundern kam ihn an. Nun war er hier, in Eldringen, in der Heimat, von der Wilhelm ihm ein halbes Jahr lange vorgezwungen und festkam: von der Stunde an, in der ihm der Bauer Tobias Tot die schwelge Hand gereicht hatte, begann eine Versöhnung in ihm zu keimen, wohl zog noch, aber doch schon fähig. Eine Versöhnung mit etwas, das er nicht ergründen konnte, das aber doch wie ein Böses, Feindliches in ihm war. Die Versöhnung mit sich selbst und dem Gedanken, daß er den Geist des Toten in die Heimat geführt hatte.

Die Dunkelheit hielt bereits die ruhende Erde in den Armen, als Fridolin Sohr von den Hügeln kam und ohne Abendrot seine Kammer aufsuchte, die hart unter dem Dache lag und in der es nach darremt Solke und verbrauchter Luft roch. Bevor er zu Bette ging, ließ er das kleine Fenster auf. Der Mond schimmte bereits durch leichtes Gewölke. Um die Linde vor dem Pfarrhofe sahen die Burtschen mit ihren Mädchen, Knechte und Mägde. Sie hielten einander bei den Händen und sangen ein Lied.

Wie eine Klage drang es zu ihm in die enge Stube. Er stand und horchte mit angehaltenem Atem. Und plötzlich dachte er: Hatte auch der Wilhelm dieses Lied gekannt —? Wie oft mochte er mit denen da unten bei der Linde gefressen sein und gesungen haben. Nun war er nicht mehr. Die anderen vermischten ihn wohl kaum mehr. Aber er würde das Lied trotzdem hören und kommen, heute nachts, und würde ihn mit seinem Anblicke quälen. Und morgen wieder, und übermorgen —.

Mit zitternden Händen zog er sich die Kleider vom Leibe. Das Bett kratzte, als er sich auf die schmale Matte legte. „Wenn ich komm —, wenn ich komm —, wenn ich wieder komm —“ — langten die Burtschen und Dirnen bei der Linde. Da vergrub er den Kopf in die Kissen, weil er nicht mehr hören konnte und begann zu schluchzen. Das erstemal seit seiner freudlosen Kindheit —.

Am anderen Morgen, als er über die knarrenden Holzstiegen in die Gesindestube ging, traf er den Bauer. Groß und breitschulterig stand der inmitten des Raumes, er nickte zum Gruße.

„Die anderen alle sind schon draußen —“ sagte er. „Und Ihr? Laßt Euch besehen —“ er trat einen Schritt zurück. „Die Ihr die erste Nacht in meinem Hause geschlafen habt, brauche ich Euch also nicht zu fragen.“ Ein gütiges, verschmähendes Lächeln huschte dabei über seine festen Lippen.

„Was soll ich tun, Herr —?“ fragte Fridolin Sohr rasch, weil ihm gerade dieses Lächeln fast körperlich weh tat.

„Ihr —?“ Der Bauer sann, als wollte er einen letzten Zweifel verschleppen. „Gut. Ihr nehmt die Halben und spant sie vor die leichte Kalesche. Dann fahrt hinüber nach Blienau zu meinem Bruder, dem Bauer Johannes Tot und holt mir meine Tochter zurück, die dort lange genug schon zu Besuch weilte. Sogt dem Bauer, daß mir schon recht lange sei nach ihr. In einer halben Stunde kommt Ihr fertig sein und losfahren.“

Er wandte sich zum Gehen, kurz, mit einer angewöhnten, fast brüskten Bewegung. In der Tür aber blieb er wie überlegend noch einmal stehen.

„Sie ist keine Prinzessin, meine Dirn, daß sie in der Kalesche fahren muß. Nein. Aber es scheint mir doch besser so. Die Zeiten sind unsicher geworden. Vor zwei Jahren haben sie mir den

Sohn erschlagen und der war ein Mann. Verstehst Ihr nun, Sohr —?“

Ja —, er verstand nur zu gut. Alles Blut war ihm bei den Worten des Bauers aus den Wangen gewichen. Er stand noch immer, als die feste, gerade Gestalt längst im Flure verschwunden war und wollte denken und konnte doch nicht.

„Vor kaum zwei Jahren haben sie mir den Sohn erschlagen —“

Mit diesen immerwährenden Worten in den Ohren ging er unsicheren Schrittes in den Stall und tat mechanisch, wie ihm geheißen. „Vor kaum zwei Jahren haben sie mir den Sohn erschlagen —“ Der eine halbe Schnaps nach seiner Hand, die ihm das Jaunzeug zu weit hinter das Gebiß geworfen hatte. Er achtete des schmerzenden Schurzes nicht. Die Worte des Bauern freisten ihm im Schädel und bohrien sich in das Hirn wie ein feiner, harter Gegenstand, der nicht hinein gedörte. Er wußte nicht, was er tat. Aber eine halbe Stunde später trabten die Halben doch zum Tore hinaus.

„Der Bauer Tot hat einen neuen Anecht —“ sagten die Leute, die ihn sahen, wie er hoch oben auf dem Bock saß, die Fügel in den Händen und die Peitsche über die Anie gelegt. So fuhr er durch das Dorf, mitten durch die Pfützen, daß das schmutzige Wasser dunkel und in großen, schlammigen Strahlen gegen die Häuser spritzte.

Nach Blienau mußte er sich erst den Weg erkfragen. Dort wies man ihn beim ersten Begegnen schon zu dem Gehöfte des Bauern Johannes Tot, der wenig darüber erspant schien, daß der Bruder in Eldringen drüben sein Kind nach Hause verlangte. Er wuschte sich mit dem flachen Handrücken über den großen Mund, was wohl so etwas wie eine entsetzende Geste sein sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schuld der Anderen?

Hermann Müller - Brandenburg, Polizei-Direkt a. D. und vor 1914 Chef der Presse-Abteilung des deutschen Wehrvereins, läßt im Schlieffen-Verlag (Berlin SW 11) ein Buch erscheinen „Die Schuld der Anderen und der Betrug von Versailles“; die Schrift ist symptomatisch für die geistige Entwicklung des deutschen Bürgertums in den letzten Jahren und für eine der wesentlichen Ursachen dieser Entwicklung, die nach rechts, ins nationalsozialistische und sozialistische Lager geht. Müller-Brandenburg hat im Jahre 1925 eine populäre kriegsgeschichtliche Schrift publiziert „Von Schlieffen bis Ludendorff“, die eine allgemeinverständliche und verständliche Abrechnung mit den Legenden der Dolchstoß-These darstellt und der breiteren Öffentlichkeit die wahren Ursachen der militärischen Niederlage Deutschlands auseinandersetzt (weshalb damals der „Tag“ gegen unsere Besprechung des Buches bestig tobte). Von diesem Buch zu dem jetzt erschienenen ist vielleicht kaum ein Wandel der Stimmung, wohl aber ein Wandel der Tonart festzustellen. Die hartnäckige Weigerung der Sieger oder doch des unerschrockenen unter den Siegern, des offiziellen Frankreich, den Versailler Vertrag zu revidieren, die Aufrechterhaltung der einseitigen Abrüstungsbestimmungen und die Vornahme, mit der jede Diskussion der Kriegsschuldfrage abgelehrt wird, haben auch in sachlich und ruhig denkenden Deutschen ein außerordentliches Maß von Gereiztheit und die Neigung zur Aggressivität entstehen lassen. Die neue Schrift Müller-Brandenburgs, oder besser gesagt eben ihr Ton und ihr Tenor entsprächen dieser seelischen Grundhaltung.

Das Buch zerfällt, wie der Titel ja andeutet, in zwei Teile; der erste will die Kriegsschuld der Anderen erweisen, der zweite die völkerrechtliche Unhaltbarkeit des Vertrags von Versailles. Wir zunächst bei dem geschichtlichen Teil! Der Verfasser gibt einleitend eine kurze chronologische Uebersicht über die wichtigsten politischen Ereignisse von 1871 bis 1911, um folgenden eine sehr genaue Chronik jener politischen Kämpfe der Jahre 1912, 1913 und 1914, die für Deutschlands Friedensliebe und gegen die Mächte der Triple-Entente zeugen. Im Fortschritt sagt Müller-Brandenburg, es sei nicht seine Aufgabe, Deutschlands Unschuld nachzuweisen, denn er glaube, daß für ihn das Hindenburg-Wort gelte, das „deutsche Volk sei reinen Herzens zur Verteidigung des Vaterlandes ausgezogen“ in „Selbstbehauptung einer Welt von Feinden gegenüber“. Das heißt aber doch von allem Anfang an zweierlei Maß anzuwenden; für Deutschland vom „Volk“, für die Andern von den Regierungen auszugehen; auch das französische Volk, auch das russische und das englische sind „reinen Herzens ausgezogen“, nämlich in dem Glauben, ihr Land gegen den Überfall der Preußen, Slaventum und Religion gegen die Herrschaft Babenburgs, Humanität und Völkerrecht gegen den „Kaiserismus“ verteidigen zu müssen. So kommt man nicht weiter; es handelt sich nicht um die Schuld der Völker, sondern um die Schuld der Regierungen, um die Schuld gewisser politischer Parteien, ihrer Presse und ihrer Publizistik, es handelt sich, wie ich wiederholt an dieser Stelle und anderswo gezeigt habe, überhaupt weit weniger um eine moralische Schuld als um eine dumme und leichtsinnige Politik, die von allen Kabinetten der europäischen Mächte betrieben wurde, mit dem Resultat, daß ja auch alle ihre Länder ob in Sieg oder Niederlage so jedenfalls gleichermäßen in den Dreck geführt haben.

Die Tatsachen und Meinungsäußerungen, die Müller-Brandenburg beibringt, würden allerdings ein erdrückendes Beweismaterial für den bösen Willen der Anderen beibringen, wenn nicht diese einseitige Sammlung von Schuld-beweisen eben an ihrer Einseitigkeit liere. Der informierte Leser wird unschwer den kriegsberichterischen Ergüssen französischer und russischer Zeitungen und Staatsmänner gleich dumm und gleich gewissenlos Gehör geben und Gehör finden der M-Brandenburg gegenüberstellen können, den Kriegsvorbereitungen der Entente, die zahllosen Ungleichheiten und Drohungen Wilhelms II. oder auch Bülow's anreihen. Der unfranzösische deutsche Leser wird durch die einseitige Information zu falschen Schlüssen gelangen, er wird aufgepuscht und zu blindem nationalen Haß verführt werden; der unfranzösische nicht-deutsche Leser wird das Buch unter Hinweis auf seine Einseitigkeit als Fälschung und Behauptung ablehnen. Müller-Brandenburg hatte weit mehr erreicht und dem deutschen Volk mehr genützt, wenn er nicht nur die Schuld der Anderen, sondern die Schuld aller objektiv und gerecht festgestellt hätte.

Dem Laien wird die chronikalische Sammlung immerhin manches Neue und eine Reihe interessanter Einzelheiten melden, den Stoff und den Leser, der die Quellen Müller-Brandenburg zum Großteil kennt, wird die Zusammenfassung dienlich sein und ihm das Urteil erleichtern. Man hat nach der Lektüre jedenfalls den Eindruck, daß Frankreich, will schon die französische Regierung und vor allem Poincaré doch einen weit größeren Schuldanteil haben, als man ihnen bisher zugewies. Es scheint, daß seit 1912 nicht Frankreich von Rußland gelassen wurde, wie es noch Emil Ludwigs im „Juli 1914“ behauptet, sondern daß umgekehrt Poincaré und Kamollé (der russische Botschafter in Paris) auf Peters-burg einen Druck übten und es um Krieges-anwärter haben. Auch England kommt in Betracht, wenn man sich den gesammelten Aufsaarparolen gegenüberstellt. Nebenfalls wäre es höchst an der Zeit, die Kriegsschuldfrage durch eine internationale Kommission von Historikern und Juristen untersuchen zu lassen. So beläuft das unmittelbar nach dem Kriege veröffentlichte Material für

Jedem Brot!

Von Arthur Crispian.

Jedem Arbeit durch die Verteilung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit. Kein Arbeitsunfähiger darf mehr außerhalb des Produktionsprozesses bleiben!

Damit ist das Problem, die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, nicht vollständig gelöst. Jede ernste Maßnahme führt zu immer tieferen Eingriffen in die Wirtschaft. Wer das nicht wagt, bleibt auf halbem Wege stehen und kommt nicht zum Ziel.

Jedem Brot! Die Arbeit soll die Grundlage für ein menschenwürdiges Leben sein. Müß und wird es sein, wenn sie von eigensüchtigen Verfälschungen befreit worden ist. Not und Hunger sind nicht unter uns, weil die Menschen nicht genug Lebensmittel schaffen könnten.

Der Ertrag der Arbeit ist groß. So groß, daß die Reichen üppig leben können. So groß, daß die Unternehmer über ihren Lebensunterhalt hinaus überschüssigen Gewinn zur fortgesetzten Erweiterung ihrer Betriebe verwenden können. So groß, daß sogar für die Arbeiter, Angestellten und Beamten mehr oder weniger übrig bleibt. So groß, daß Reich, Länder und Gemeinden ihre Steuern bekommen. So groß, daß Kinder und Greise, Kranke, Invaliden und Arbeitslose unterhalten und unterstützt werden können. Alle diese und noch andere Aufwendungen erschöpfen den Ertrag der Arbeit immer noch nicht. Gewaltige Massen von Produkten werden amlich und nichtamlich aufgestapelt, verkauft und verbrannt, um das Angebot künstlich einzuschränken und die Preise hochzuhalten. Die Arbeit, die in den vernichteten Produkten steckt, ist für die Reiz gewesen. Eine sinnlose Verschwendung auf Kosten der Armen.

Brot ist da! Genug für alle Menschenkinder. Und um wieviel könnte die Gesellschaft mit einem Schlage reicher sein, wenn die aktive Arbeiterarmee um die Millionen arbeitsloser Menschen verstärkt werden würde. Wenn Lebensmittel nicht mehr vernichtet werden würden.

Jeder könnte sich satt essen, sich gut kleiden und angenehm wohnen. Aber: erst Geld — dann Brot!

Diesjenigen, die arbeiten, haben am wenigsten Geld. Und bei ihnen wird am meisten geknappt. Dann die Kurzarbeiter. Und gar die Arbeitslosen. Dabei ist die Kaufkraft der Massen vor allem entscheidend für das Wohl und Wehe der Gesellschaft. Hat der Arbeiter Geld, dann hat es die ganze Welt. Kann der Arbeiter, der Angestellte, der Beamte kaufen, was er braucht, dann werden die Läger geräumt. Dann müssen sie durch neue Arbeit wieder gefüllt werden. Doch hier stoßen wir auf Hindernisse. Hier stoßen wir auf die privaten Profitinteressen der Eigentümer an den kapitalistischen Arbeitsmitteln. Für sie ist die ganze Geschichte eine private geschäftliche Angelegenheit, solange alles gut geht. Geht es gut, dann stecken die Kapitalisten große Gewinne ein. Geht es schlecht, dann muß der Staat sie sanieren. Auf Kosten des gesellschaftlichen Arbeitsertrages.

Hier hilft nur ein rücksichtsloses Vorgehen gegen die privatkapitalistischen Interessentenhausen, zum Schutze und zum Wohle der Allgemeinheit. Gegen eine Notverordnung, die dem Arbeiter ein ausreichendes Einkommen sichert, würde nur die Minderheit der privatkapitalistischen Interessenten rebellieren. Eine erdrückende Mehrheit der Arbeitenden würde sie begrüßen und ihre Durchführung sichern. Unter Mitwirkung der politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenorganisationen wird ein Lebenshaltungs-Index ermittelt. Nicht ein Existenzminimum. Die Arbeit ist, wie wir eben festgestellt haben, ergiebig genug, um jedem mehr zu geben, als gerade zur Festigung seines nackten Lebens notwendig ist. Die Lebenshaltung kann für jeden so gehoben sein, daß er auch Sonne und Freude hat.

Danach ist zu berechnen, wieviel Geld für einen bestimmten Zeitabschnitt, am besten wohl für eine Woche, zum Erwerb der Lebensmittel nötig ist. Und so viel Geld, unter keinen Umständen weniger, bekommt jeder Arbeitende wöchentlich ausgezahlt. Ohne Rücksicht darauf, wieviel Stunden er täglich gearbeitet hat. Denn es kommt ja allein darauf

an, daß insgesamt die gesellschaftlich notwendige Arbeit geleistet wird. Gesellschaftlich notwendige Arbeit, das ist die Arbeit, die in den gebrauchten und verbrauchten Produkten steckt.

Eine verkürzte Arbeitszeit bedeutet keineswegs auch eine verminderte Leistung des Arbeiters. Das Tempo und die Intensität der Arbeit holen auch in weniger Stunden oft die letzten Kräfte aus dem Schaffenden heraus. Die Arbeitszeit regelt sich ja überdies nach dem ermittelten gesellschaftlichen Bedürfnis.

Eine solche Regelung des Lohnes führt, das soll nicht verschwiegen werden, zu einer Durchbrechung des Lohngesetzes, das innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft gilt und zu einem Angriff auf den kapitalistischen Profit. In der gegenwärtigen Gesellschaft wird der Stand des Lohnes von der Bewegung des Kapitals bestimmt, das zur Schaffung von Mehrwert angelegt ist. Die Verwertbarkeit des Kapitals setzt dem Lohn Grenzen. Die Grenze nach unten bestimmt die bloße Er-

Indischer Hegenabbath.

Die Verwirrung Indiens hat einen Grad erreicht, den man ohne allzu große Übertreibung als den Beginn der völligen Auflösung der öffentlichen Ordnung bezeichnen kann. Aus dem Pakt von Delhi ist ein Fetzen Papier ohne jeden Wert geworden. Die Round-Table-Konferenz hat lediglich als Füllmaterial für die Zeitungspolster gedient.

Indien ist im Begriff, ein gigantisches Ir-land zu werden, in dem sich nicht mehr eine Regierung und eine organisierte Opposition, sondern blutige Reaktionen und nicht minder blutiger Terror gegenüberstehen. Das ganze Land wird zerfleischt durch Rassenkämpfe, in die Polizei und Militär mit einer Brutalität eingreifen, die darauf schließen läßt, daß die Hüter der Ruhe und Sicherheit am Rande ihrer Kräfte sind. Dazwischen knallen die Revolver und plagen die Bomben der politischen Geheimgesellschaften, die wie Pilze aus der Erde sprossen und die den Mord an Europäern und an Regierungsbeamten als heilige Pflicht im Dienste der Freiheit betrachten. Wenn die Dinge sich noch lange in dieser Richtung weiterentwickeln, dann wird die seit Monaten in London geleistete Arbeit vergeblich gewesen sein. Der am Rande des Licht für ein neues Indien gezimmerte Rahmen wird nämlich kein Gefüge mehr vorfinden, den es umspannen kann, sondern ein blutiges Chaos eines Kampfes aller gegen alle wie in den schlimmsten Zeiten des Niederganges der Mogulherrschaft. Der unbedingte Vorgesetzte muß angesichts dessen die Tatsache feststellen, daß die Erziehung der Völker Indiens durch die Jahrhunderte englischer Herrschaft ganz ohne Wirkung geblieben ist.

Die öffentliche Meinung wird augenblicklich ganz von den Extremisten beherrscht, die das Land auf und ab bereifen, um die ohnehin bis zum äußersten erregten Gemüter durch Protestveranstaltungen gegen das Vorgehen von Militär und Polizei aufzureizen und bei dieser Gelegenheit mit der Anklage einer neuen Schorjamsverweigerung zu drohen. Ein Wiederaufleben der Civil disobedience-Bewegung ist dabei schon aus dem einfachen Grunde nicht mehr möglich, weil sie im vollen Gange ist. Ein Mehr auf diesem Gebiet würde nichts anderes bedeuten, als die vollendete Unarchie. England würde dadurch in einem Augenblicke, in dem es daran geht, sein Budget und seine heimische Wirtschaft in Ordnung zu bringen, Unsummen herauswerfen müssen, da für die Wiederherstellung der Ordnung mit Hilfe der bewaffneten Macht wenigstens das zehnfache der heute im Lande zur Verfügung stehenden Truppen erforderlich sein würde. Es vergeht kaum eine Woche, in der sich nicht blutige Zusammenstöße zwischen Hindus und Mohammedanern ereignen, die trotz aller Einigungsversuche von oben her von tieferem Misstrauen als je gegeneinander erfüllt sind und in der nicht Mittelungen von groß angelegten Konspirationen in die Öffentlichkeit dringen.

verantwortlich zu machen, daß Deutschland die Gewalt ertragen mußte, ist ein Unikum. Vielleicht hätte das Weiterreichen der Revolution die Dinge bessern können, ihr Ausbleiben hätte die Situation Deutschlands nicht erleichtert.

Auch der zweite Teil des Buches leidet unter gewissen Einseitigkeiten. Hier wird der antideutsche Propaganda die Sache dadurch leicht gemacht, daß Müller-Brandenburg mit nicht er-wandfreien Angaben (vor allem in den ethnographischen Karten) arbeitet. Es hat keinen Zweck, Trümmer und Bruchstücke dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet zuzuteilen oder mogharische Lügen zu übernehmen. Man wird die Schuld der Anderen, für die in dem Buche allerhand kräftige und kluge zu widerlegende Beweise erbracht sind, doch um so eher erörtern, je rücksichtsloser und ehrlicher man sich auch um den Preis des Jugendsündnisses eigene Schuld zur Wahrheit und zur Wahrheit bekennt.

Dr. C. Franzel

haltung des Arbeiters. Die Grenze nach oben zieht der Durchschnittsprofit des Kapitalisten. Zwischen diesen Grenzen schwankt der Lohn. Seine jeweilige Höhe hängt ab von der Angriffs- oder Widerstandskraft der Arbeiterorganisation, vom Erfolg ihres fortgesetzten Ringens gegen die Unternehmerorganisation. Das kapitalistische elastische Lohngesetz zwingt den Arbeiter zum unablässigen Lohnkampf, der ein wichtiger Teil des Klassenkampfes ist. Mit dem kapitalistischen Lohngesetz verschwindet auch der Lohnkampf.

Wer jedem Arbeit geben will, der muß auch entschlossen sein, jedem Brot zu sichern. Er muß wissen, daß er damit der kapitalistischen Privatwirtschaft überhaupt zu Leibe rückt, daß es, will er nicht alles wieder preisgeben, keine Umkehr gibt, dann wird das Ziel erreicht: die planmäßig arbeitende sozialistische Gesellschaft.

Es führt kein anderer Weg aus Nacht und Grauen.

Morgen können wir diesen Weg beschreiten, wenn heute auch die verirrten Arbeiter ihre nationalistischen und bolschewistischen Illusionen als Trugbilder erkennen und die Macht der sozialdemokratischen Bewegung verstärken.

Der jüngste Schouplaz des Religionsfanatismus war der in der Wetterade der indischen Nordwestgrenze gelegene Bundesstaat Kaschmir, dessen Bevölkerung in der Mehrheit aus Moslems besteht, während die Mitglieder der Herrscherfamilie Hindus sind. Im Anschluß an eine Rundgebung für die Rechte der mohammedanischen Minoritäten kam es in der Hauptstadt mit Unterstützung von auswärts gekommenen Helfern, einer zum Schutz des Islams geschaffenen Freiwilligenarmee zu einem Putschversuch, dem ein Pogrom gegen die Hindu-Minderheit folgen sollte. Schleunigst herbeigeholte englische Truppen konnten das Schlimmste verhindern. Die Zahl der Verhafteten wird auf 7000 geschätzt und in Ermangelung geeigneter Unterkünfte mußte das Riesenschloß des Maharadschas in ein Gefängnis umgewandelt werden.

Als würdige Gegenstück hierzu ist eine Massenflucht von Europäern und wohlhabenden Eingeborenen aus der bengalischen Stadt Dacca erfolgt. Hier sind wiederum die Hindus in der Mehrheit und sie sind entschlossen, den Spieß umzudrehen. Dacca ist der Sitz mehrerer Colleges und höherer Schulen, und daher eine der Brunnstätten der hauptsächlich unter den Studenten und Schülern verbreiteten Bewegung für direkte Aktion. Im Laufe der letzten 12 Monate sind hier nicht weniger als 20 schwere Verbrechen mit terroristischem Charakter verübt worden, ohne daß es den Behörden gelungen ist, die Täter zu fassen. Hier ist die Situation für die Europäer besonders schwierig und seit langem trauen sich weder Beamte noch Private unbewußt auf die Straßen. Angeblich ist in Dacca ein Komplott zur Ermordung sämtlicher Europäer entdeckt worden. Die Polizei hat daraufhin ganze Viertel abgeriegelt und eine Anzahl von Verhaftungen vorgenommen.

Die in Indien lebenden Engländer fühlten sich zwischen der Senla von Unterdrückung und der Charakdis von gewaltsamer Abwehr naturgemäß sehr wenig wohl. Ihre Demonstrationen schreien unter diesen Umständen lauter denn je nach einer starken Hand. Auf einer kürzlich in Darjeeling abgehaltenen Versammlung der European Association erklärte der Generalsekretär der Vereinigung, daß in Bengalen kein Beamter seines Lebens sicher sei und die führenden Persönlichkeiten der englischen Kolonie und führende Mohammedaner dauernd durch Attentate bedroht würden. In Kalkutta werden die Mobs und Hoteis Tag und Nacht bewacht und die Geschäfts-häuser haben sich auf eigene Rechnung bewaffnete Schutzgarden eingerichtet.

Nach der Meinung der Anglo-Indier kann an die Einführung von Reformen nur dann gegangen werden, wenn der Terror durch die Anwendung rücksichtslosster Gewalt mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Eine solche Forderung ist leichter erhoben als erfüllt. Die Anstrengungen der Regierung haben das Maximum beinahe erreicht und mehr läßt sich mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht tun, denn ganze Städte lassen sich für die Unterbringung politischer Gefangenen nicht bauen und es kann auch nicht an jeder Straßenecke ein Galgen errichtet werden. Von welchen Gesichtspunkten die indische Frage auch betrachtet wird, in ihrer Lösung bleibt am Ende doch nichts anderes übrig, als die Pazifizierung des Landes auf friedlichem Wege.

In der indischen Presse geht das Gerücht, daß Premierminister MacDonald zu einer persönlichen Inspektion der Lage nach Indien kommen wird. Vielleicht wird ihm der Besuch neue Einsichten in das indische Problem bringen. Viel anders als die bisher erhobenen Forderungen könne sie auch nicht sein und es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die einzigen Zauberwörter zur Beschwörung des indischen Hegenabbaths immer wieder lauten: Verwirklichungs- und Agrarreform im englischen Kolonial-reich.

Tagesneuigkeiten

Der Gefangene.

Von Robert Dohler.

Er kennt in seinem dumpfen Dunkel nur den mildeu Beisebild der blinden Schelben, an denen jeder Tag gekreuzigt hängt. Und dieses schmale Stückchen Himmel ist sein Gott, sein Gott, sein ganzes großes Goffen.

Hier horren alle seine Lebensschiffe am blauen Meer der fernestohen Fahrt. Und manchmal ist ihm schon, als höre er im leisen Klirren draußen den Gesang der Rotten wie bei raschem Ankerziehen.

Da springt er auf, durchrennt den Raum und ringt mit glatten Gitterstäben wie mit Männern, bis sich die Haut von seinen Händen löst. Dann steht er stannend still und sieht sein Blut von jedem Wundmal zu den Fingern fließen.

Gestalten - Streiflichter - Eindrücke aus einem Prozeß.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte.

Was diesen Střibný-Prozeß für den Zuhörer zu einem Zeitdokument von Bedeutung werden läßt, ist nicht die juristisch-professionale Kardinalfrage nach der formalen Schuld oder Nichtschuld, wegen falscher Zeugenaussage, um die sich diese Sache ausschließlich dreht, sondern die zahllosen Eindrücke, die er bei Aufrollung des Nietenmaterials im Laufe dieser elf Verhandlungstage empfangen hat. Ein Bild hinter die Kulissen der Nachkriegszeit, die man heute bereits mit romantischen Pathos hierzulande zu faszieren beginnt! Mehr als das — man verspürt des Geistes dieser nationalitäts-international-romantisch-kommerziellen Welt und Gesellschaftsordnung einen so kräftigen Hauch, daß man mit Wallenstein den Wunsch fühlte, einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Tage Qual war groß.

Nachstehend einige wahllos herausgegriffene Proben.

Herr Franz Sidorovskij, Uhmacher zu Prag. — Gilt seinen Bekannten als Späkmacher, kein Mensch nimmt ihn ernst. Ein sehr turbulent Herr, mehrfaches Kinn, umfangreiche schlaffe Wangenmuskulatur. Er hat an der Waggonsache kein Interesse. Auch keinen Einfluß. Verdient über 5.000.000 Kroneu daran, die ihm ein Bankier aus purer Freundschaft überläßt. — Er ist „vermögenslos“. Sein Jahresaufwand — 200.000 K!

Herr Hugo Lustig, Rittmeister a. D., in lieber Erinnerung aus dem berühmten Schieberprozeß Kranz im Jahre 1917. Kann nicht schießen. Ist aber in der tschechoslowakischen Justizkommission 1920 spiritus rector. In der Zeit internationaler Hochspannung! In auch an der Czchobanka in Berlin beteiligt. Verdient nur kümmerlich an den Waggons — nur 800.000 K. Hat nach eigener Aussage ausschließlich im Interesse des Staates gehandelt. („Gesunder Egoismus im Staatsinteresse“ sagte er wörtlich.)

Das Kollektiv der Protokollzeugen, Berliner Händler aller Art ersticht in gepensichter Abstraktheit aus den verlesenen Protokollbündeln. Krans und Walter, Graf Alvensleben, Schrey, Wolf-Jitzmann — ach wir werden sie nie zu sehen bekommen! Wir hören nur, was sie zu Protokoll gegeben haben. Provisionen, Interventionen, Transaktionen und wieder Provisionen — Provisionen — Provisionen. Herr Hugo Lustig erläutert: „Ach — die tschechoslowakischen Waggons — ja, die spulten schon seit 1919 in den Köpfen der Vermittler!“

Dieweil die Völker bereit standen, sich die Ibrigen in nationaler Blut gegenseitig einzuschlagen! — Es war eine große Zeit!

Und während über diese Dinge im Gerichtssaal disputiert wurde, plauderten zwei Herren aus begeben, in dem es Herrn Arzidil übel ergangen ist. Die Schadenfreude konnte sonst kurz gewesen sein, denn Karl Kraus wird vermutlich wenig Wert darauf legen, vom Bloch gelobt und als Bundesgenosse angesprochen zu werden, sondern weit eher gefonnen sein, sich derartiges Geflüster mit aller Energie vom Leibe zu halten. Weder der Stil des Moriz Bloch, diese Konfessionierung des alten Benefizit mit einem Schuß Maximilian Harden, noch die Gefinnung eines offiziellen Soldschreibers, der im Krieg schwarze gelbe Aufrufe konzipiert hat und heute in tschechischem Patriotismus macht, ist geeignet, im Lichte der Fadel zu bestehen.

Nach an einer 64jährigen. In der Silbesternacht wurde die 64jährige Professorwitwe Höpflinger aus Wien in ihrer Villa in Gieshübel bei Roding erschossen. Eine gewisse Frau Wachauf aus Wien wurde durch einen Kopfschuß schwer verwundet. Der Täter soll ein gewisser Jadravil sein. Die schwer verletzte Frau Jadravil Wachauf, die Geliebte des Mörders, wurde einem Verhöre unterzogen, aus dem hervorgeht, daß die Verlesene nicht ganz unbeteiligt an der Mordtat gewesen sein mag. Das Wiener Sicherheitsbüro nahm im Laufe des Freitags den Vertreter Viktor Jadravil, der sich auch Verwalter nennt, fest. Jadravil stellt die Ausübung der Tat entschieden in Abrede und versuchte ein Alibi zu erbringen. Nach den Erhebungen scheint es sich um ein Komplott zu handeln, das Jadravil und Frau Wachauf geschmiedet haben, um Jean Professor Höpflinger zu ermorden und zu berauben. Jadravil ist ein abgefeimter Verbrecher, der schon achtmal wegen Diebstahls und Betrugs abgestraft ist; seine Schuld ist mit apostrophischer Gewisheit erwiesen. Trotz allen Feststellungen bleibt Jadravil aber beim Leugnen. Die Erhebungen zu seiner Uebersiedlung werden fortgesetzt.

Revolverjournalismus in Karpathenland. In Karpathenland gibt es eine Reihe von Revolverjournalisten, welche bisher aus Geschäftsleuten und Beamten auf verschiedene Art Geld herangezogen haben. Nun hört man, wie die „Sibová Rovina“ berichtet, von einem neuen Standal, in den ein paar gerissene Revolverjournalisten den Gouverneur des Landes, Dr. Sedlak, hineinziehen wollen. Die Schwester des Gezeichneten hat einen anonymen Brief bekom-

diesem Kreis auf dem Korridor angeregt über „wahreres, wirklich christliches Christentum!“

Der Patriotismus des Herrn Lustig geht so weit, daß er sich in einem Brief an Dr. Makin des Verdienstes rühmt, unserem Staat einen Markkredit in der Höhe einer halben Milliarde vermittelt zu haben, der infolge der Inflation mit einem Viertel des Wertes abgezahlt werden konnte.

In beiläufig der gleichen Zeit, da in Prag das Ständetheater vom tobenden Haufen beschlagnahmt, Studentenheim, Kasino und Neues Theater „erstürmt“ und Deutsche auf der Straße niedergeschlagen werden, sucht die „Deutsche Bank“ in Berlin (ihre leitenden Herren sind in Privatleiben erprobte Nationalisten), die Zinobank in Prag, deren Führer an „nationaler Zuverlässigkeit“ bekanntlich getadelt worden sind, in den zum Zweck der Bankgarantie für die Waggonslieferung gebildeten Bankensonzern hereinzubekommen, vermutlich, um den Prager Kollegen einen Happen von den einflussreichen Provisionen auszulassen (diese machen aber nur etwas über zwei Millionen).

Die „Deutsche Bank“ wendet sich zu diesem Beduße mit einem eigenen Schreiben an den Herrn Finanzminister der Tschechoslowakischen Republik zu Prag.

Wohingegen Herr Střibný die „nationalen Befehle“ (begr. „nagradni pismy“) so ernst nimmt, daß er als Minister „unter keinen Umständen etwas Deutsches unterschrieben hätte.“

Ein Staatssekretär aber feufzte bei einer gewissen Gelegenheit, als man ihn auf das aber jenes aufmerksam machte: „Ach, da habes wieder einen Sektionsrat um ein Sachlich gehandelt!“

Ein Entlastungszeug, Kunstmaler von Beruf, wollte dem Eisenbahnministerium Kohlenstaub beseren Reiches Recht für alle Uhmacher haben sein Preislos. Was ihnen recht ist, muß den Kunstmalern billig sein.

Zur gleichen Zeit, wo das Wort vom „getmanischen Erbfeind“ nach hohen Kurs hat, ist im Konservatorium zur Ueberrahme des Karolinenthaler „Varietes“ neben Herrn Franz Střibný usw. auch Herr Lustig und als dessen stiller Teilhaber der Erbfeind Generaldirektor Schrey Berlin.

(Aus der Rede Georg Střibnýs vor Gericht am 30. Dezember 1931.) „Meinem Zehn hinterlasse ich kein Vermögen. Aber diese Auflage werde ich in meinem Testament beilegen, als Beweis für die Dauberkeit der Nation, die mir das für meine Arbeit in ihrem Dienst bewiesen hat.“ — (Francischer Applaud.) Ges.

men, in welchem dem Gouverneur mit Enthüllungen gedroht wird, wenn er nicht einen Ausgleich mit einigen Redaktoren trifft. Dr. Fiedler hat die Zuschrift der Polizei übergeben. Den Drohungen liegt folgender Tatbestand zugrunde. Der 76jährige Gouverneur fuhr vor einem Monat nach Prag, wo er die Frau eines Bekannten traf und mit der er während seines mehrtägigen Prager Aufenthalts noch mehrere Male zusammenkam. Die Ursache der Feindschaft gewisser Leute gegen den Gouverneur soll darin liegen, daß er einigen halbamtlichen Zeitungen eine Subvention nicht auszahlen wollte.

Henderson muß nicht operiert werden. In dem am Donnerstag über den Gesundheitszustand des ehemaligen Ministers für auswärtige Angelegenheiten, Henderson, veröffentlichten ärztlichen Bulletin, heißt es u. a.: Nach zweimaliger Röntgenuntersuchung stellen die Ärzte fest, daß es nicht notwendig ist, daß sich Henderson einer Operation unterziehe. Seine innere Krankheit wird sich auf andere Weise heilen lassen.

Ein Mann, der seine Frau verlaufen wollte. Vor einem Pariser Strafgericht hatte sich ein gewisser Ernst Kraus zu verantworten, der angeklagt war, seine Frau ihrem Liebhaber um 5000 Franken zum Kauf angeboten zu haben. Kraus, eine in der Pariser Lebemut und besonders auf den Tanzplätzen sehr bekannte Figur, schien von „einen Reingewinnen zu leben, ließ sich aber wohlwollend von einer Frau Eleonore aushalten. Unter Eleonores Verehrern befand sich auch ein junger Büroangestellter namens Deturmeher, der seine Freundin mit großer Regelmäßigkeit allwöchentlich besuchte und sie offenbar sehr liebte. Um so größer war seine Ueberraschung, als ihn eines Tages vor seinem Büro ein fremder Mann erwartete, der sich als der Gatte seiner Freundin vorstellte und ihm ohne viel Umschweife erklärte, daß er einerseits zwar sehr aufgebracht, andererseits aber bereit sei, seine Frau an Deturmeher gegen eine Zahlung von 5000 Franken abzutreten. Sollte aber der Herr Deturmeher auf diesen lokalen Vorschlag nicht eingehen, dann werde die ganze Angelegenheit dem stitenstrengen Chef des jungen Theaters mitgeteilt werden. Deturmeher ging zum Schein auf den Vorschlag ein und bestellte Kraus für den nächsten Tag zur Empfangnahme des Geldes in ein Kassehaus, wo er ihn ver-

haften ließ. Das Gericht hat den geschädigten Ehemann zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Fallschirm-Artist. Der Absprung mit dem Fallschirm vom Flugzeug ist heute zwar noch kein endgültig gelöstes Problem, aber auch kein allzu großes Risiko mehr. Eine Zeitlang schien es zweifelhaft, aus welcher Höhe man einen Fallschirmabsprung noch wagen kann, aber auch diese Frage ist wohl inzwischen beantwortet, soweit zur Zeit normale Flugzeuge aufwärts zu bringen vermögen, soweit besteht auch die Möglichkeit des Fallschirmabsprungs. Der Amerikaner Truman hat übrigens bei seinen Absprüngen, und er hat deren schon einige Hundert vollzogen, die selbstsamten Kunststücke vollbracht, indem er den Fallschirm wieder zusammenfaltete und erst nach einigen 100 Metern wieder öffnete. Einmal verfang sich dabei ein Seil und es gelang ihm nur dadurch, sich vom Tode zu retten, daß er den halbgeöffneten Fallschirm an sich heranzog und das Seil wieder löste, wobei er viele hundert Meter ohne den schützenden Fallschirm abstürzte.

Handeinsturz. Nach Wittermeldungen aus Genoa ist in Cornigliano Figure ein schätzvoller Neubau zusammengestürzt. Sechs Personen wurden getötet und vier verletzt.

Im Kaufhaus der Tiere.

Was kostet ein Koshorn? — Ein Tierfänger erzählt. Die Zentrale des Welttierhandels.

Die kleine Stadt Alfeld, auf der Strecke zwischen Hannover und Göttingen, beherbergt die größte Tierhandlung der Welt: L. Ruhe. Vom Horzer Keller bis zur Kobra, vom Gorilla bis zum Elefanten — alles, was da kreucht und flucht und den mindesten Seltenheitswert hat, ist in diesem vollendeten Warenhaus der Tiere zu kaufen. Die Firma Ruhe läßt sich die „Bare“ direkt aus den unwildern Afikas, den Steppen Asiens und den Dschungeln Indiens holen. Alle Tiere werden nach Alfeld transportiert, das die Rolle einer Durchgangsstation spielt. Selten bleibt hier ein Tier länger als ein paar Wochen, meist liegen schon feste Bestellungen vor. Viele tropische Tiere müssen allerdings einen Monat in Quarantäne in Alfeld bleiben. Viele machen auf dem Weg aus der Heimat nach Alfeld Zwischenstation in einem „Aklimatisations-Sanatorium“ bei Nizza, einem Uebergangsbau der Firma Ruhe, wo empfindliche und unterwegs erkrankte Tiere an das europäische Klima gewöhnt werden.

Die Kunden des Tier-Kaufmanns sind Zoologische Gärten und Zirkusmanager. Die Keller der zoologischen Gärten nicht nur Deutschlands, sondern nahezu der ganzen Welt bestellen in Alfeld ihren Tierbedarf. Oft wird nicht gekauft, sondern getauscht: überflüssige Exemplare aus den Zoos werden an Ruhe abgegeben, der dafür andere Tiere liefert. Die Zirkusleute erhalten sogenannte „komplette Nummern“, dreifache exotische Tiere samt Zampstern. Die bekanntesten Tiere der großen Zirkusse sind von Ruhe vertriebt. Aus allen Ländern kommen die Tiere, nach allen Ländern werden sie weitertransportiert.

Am teuersten ist ein junges Koshorn, das 50.000 Mark kostet; den gleichen Preis erzielt ein afrikanischer Elefant, dessen Werkwürdigkeit in der Größe seiner Ehren besteht. Für den afrikanischen Gorilla werden durchwegs 20.000 Mark einschließlich 8000 Mark Versicherungsprämie gezahlt. Eine Orang-Utan-Familie — Vater, Mutter, Kinder — bringt 25.000 Mark, eine Giraffe oder ein Känguru 12.000 Mark. Ein Königstiger oder ein Weißlicher Tiger kostet 8000 Mark, ein männlicher Boma 6000 Mark, ein weiblicher Löwe 2000 Mark. Williger sind Dikons, Kamels, Eisbären, Strauße; braune Bären gibt es schon für 100 Mark, Flamingos und Schwäne für 75 Mark.

Einer der bekanntesten Tierfänger, der diesen Beruf seit 33 Jahren ausübt, erzählt uns über seine Arbeit: „Wir haben eigene Häuser, Sammelplätze oder Unterkünfte in allen Franzosenländern: Sumatra, Aboessinien, Indien, Madras, Kdis-Abeba, Kalkutta. Jede Tierart wird auf andere Art gefangen. In Britisch-Indien werden die Elefanten meist in Rhedaks gefangen, großen Umfriedungen, in die einzelne, von der Herde abgetrennte Tiere gefagt werden. Bei den großen Elefantenjagden, die von den Maharadschas von Zeit zu Zeit zum Vergnügen ihrer englischen Gäste veranstaltet werden, wird die Elefantennutter niedergeschossen und dann das Junges gefangen. In Sumatra werden die Elefanten in Gruben gefangen, die gerade so groß sind, daß die Mutter wieder herausklettern kann, das Junges aber nicht; ist die Alte verchwunden, dann holen wir das Junges heraus. Während des Krieges habe ich in Sumatra 18 Elefanten und 14 Tiger gefangen. In Afrika werden die Elefanten zu Pferde gefangen, indem die jungen Tiere von der Herde abgetrennt werden. Die Elefantennote ist außerordentlich gefährlich; mehr als einmal ist es vorgekommen, daß die indischen Treiber von den wütenden Tieren niedergestampelt oder an Bäumen zu Tode gequetscht wurden!

Rhinogorose werden durch Elefantenneter gefagt. Vielfach wird das alte Tier niedergeschossen, um das Junges fangen zu können. Tiger werden in Fallen gefangen, sogenannten Fangfallen, die vorn und hinten offen sind; ist das Tier hineingekommen, dann klappen die Türen herunter. Giraffen werden mit Pferden gefagt; früh beim Morgengrauen geht es los, die Herde wird vorwärts gefagt, wobei die jungen Tiere vorn laufen. Dann überholen wir die Herde mit unseren Pferden und hegen sie zurück, so daß die Jungen aus Beute laufen. Da sie bald an Schnelligkeit nachlassen, können wir sie von der Herde abschneiden und fangen. Büffel werden in die Stämme getrieben; die großen Tiere arbeiten sich heraus, die kleinen bleiben stecken und wir fangen sie.“

Der Tierfänger erzählt das alles, als sei es die einfachste und harmloseste Sache der Welt.

Die Gnädige im Bade.

„Krr!“ — Anna, haben Sie für mein Bad geforgt?“

„Gewiß, gnädige Frau!“

„Servieren Sie nächstens die Schokolade nicht so heiß, ich habe mir die Zunge verbrüht und daß Sie ja nicht an das Badefäß vergessen! — Das nötige Quantum, richtig parfümiert! — Ich finde, daß Sie unerschöpflich sind. — Heute haben Sie wieder recht verschlafen aus — Nach Silvester mag es ja hinczu. Doch wenn Sie Wert darauf legen ihre Stelle zu behalten und nicht wieder als Wandervogel weiterstatiern wollen, so nehmen Sie sich zusammen!“ Die Gnädige war heute wieder sehr ungnädig. Ein böses Omen am ersten Neujahrstage. Ihr rotes Byjama wirkte grotesk. Der Vollmond, von solchem Häubchen umrahmt verfinsterte sich. Anna zog die kostbaren Stores zurück. Tageslicht strömte herein. Die Gnädige erhob sich schwerfällig und verschwand, von Anna geleitet, im angrenzenden Baderaum.

Anna, der kleine Wandervogel hatte auf keinen Flügel schon manches äppige Badezimmer gestreift, dieses frapptierte durch übertriebenen Luxus. Die Toilettegegenstände waren von Elfenbein. Große Kristallspiegel strahlten momentan keiner schaumgeborenen Venus, oder leuchteten in Sonne. Die Gnädige konnte keiner dieser beiden das Badewasser reichen, das wohlparfümiert gefährlich anstchwoll als sie auf das niedliche Bischen gestüßte, die Stufen niedergestitt.

„Erwarten Sie mich nebenan im Ankleideraum. Die Wäsche muß gleich hier sein, die kommt pünktlich! Die Friseurin verspätet sich immer, wenn sie nicht wirklich bei nobler Kundenschaft verkehrt, hätte ich längst eine andere engagiert. — Das Auto ist bestellt! — Herr Rolf holt mich zu gewohnter Stunde ab, wenn ich etwas wünsche, so drücke ich die Klingel!“

Anna, selbst einer gedrückten Klingel gleichend, versank im Nebenraume in weicher Caufeuse dem großen Ankleidespiegel bis à vis.

Wie liebenswürdig der war. Wie galant er sie ihrer Gnädigen vorzog und sie war doch nur ein kleines Stubenmädchen, ewig gehetzt und gescholten. Seinwärts sah auch einmal, nach lauem Bode, in prächtigem Bessin vollberechtigt auf weichen Seidenkissen zu dehnen, während mühsige Gedanken spazieren fuhren.

— — — O weh! — es hat geklingelt! — Die Gnädige vernimmt etwas! — Richtig — da liegt der Bademantel auf der Sesselschne, der sollte doch gewärmt werden! — Anna ergriff hastig den Frotteemantel und öffnete die Türe. Ein Schredensschrei entglitt den frischen Lippen, die sich erschauerten. Mitten im weichgepolsterten Bessin sah grün und schlammig ausgepreizt — eine fette Kröte.

„So schliefen Sie doch die Türe, Sie Gans, es zieht fürchterlich!“ Hiff Himmel! — Das war ja die Stimme der Gnädigen! — Anna wandte sich zur Flucht. Dabei stieß sie mit der Wäsche zusammen, die eben mit dem Vibrationsapparat anrührte — „Liebe Frau Müller, befehlen Sie sich!“ rief es vom Bessin. Doch dieser fiel vom Schred alles aus den Händen. Hinter ihr tauchte die Friseurin auf, sie bekrönte sie heftig. Vom Bescheide angelockt kam der Chauffeur — Er ritz die Augen auf — Langstielige Rosen in der Hand erschien Herr Rolf auf der Schwelle — freudebleich. Die Kröte hatte sich indes in den nungrünen Bademantel gehüllt und quackte jorna

die ganze verfürzte Gesellschaft an, die mit großem Spektakel das Badezimmer okkupierte.

Der Hausbesorger eilte an das Telefon und jirlierte den Hausarzt. — Dr. Friedberg erschien.

„Ruhe — Ruhe!“ gebot er. — „Anna, erzählen Sie den Bergang!“ — „Ich verließ die Gnädige im Bade. — Sie klingelte kaum eine halbe Stunde später. — Ich fand sie gleich so furchtbar verändert!“

„Reichen Sie mir das Badethermometer!“ Der Arzt versenkte das Instrument in die seltsam trübe Flüssigkeit. „Ueber vierzig Grad Reaumur! — Verbot ich der Nihilistenden nicht ausdrücklich so heiße Vollbäder? — Da haben wirs!“ — Das Wasser war unrichtig temperiert, infolgedessen erlitt die Gnädige einen Anfall, dem sie erlag! — Die erschöpfte Seele, ohne erst die übliche Wanderung anzutreten, sank à tempo in den Morast. — Durch Ihre Schuld Anna!“

„O Gott! — O Gott! — Was wird mir der gnädige Herr sagen!“ — jammerte das Personal. Autohupenruf ertönte. — „Ich will ihn schonend vorbereiten!“ Doktor Friedberg schritt dem Hausbesorger entgegen. Dieser sah sich schnell — Ihn konnte bei seiner Frau nichts mehr überreden. — Nach kurzer Beratung mit dem Hausarzt kamen beide überein: die Verwandelte häuslicher Pflege zu überlassen. Sie brauche Luftveränderung, in entsprechender Umgebung.

Die Glums von Neapel.

„Neapel sehen und sterben!“ — so heißt der berühmte Ausspruch aller Schönheitsstrunkenen Ferienfahrer und Hochzeitsreisenden, denen Italien noch immer das Land ihrer fernsten Sehnsuchtsstränge ist. Natürlich ist auch heute noch das Wasser im Golf phantastisch klar, der Himmel so blau, wie er sich nur im goldenen Süden zeigt, der Seebad drohend nahe mit seiner immer wachsenden Kaufsahne, und weit in der Ferne leuchten die Felsen von Sorrent und die seltsamen Umrisse der Märcheninsel Capri. Von den Kunstschätzen, die in der Stadt und in der weiteren Umgebung von Neapel liegen, ganz zu schweigen, die jeden Kenner und Dilettanten restlos begeistern können.

Aber das alles ist nicht das heutige Italien. Und es ist gut, daß man sich als Segner des herrschenden Systems dabei auf das eigene Urteil der Fasisten stützen kann. Die führenden Kräfte im Reiche Mussolini haben oft und vernehmlich betont, daß sie nicht länger die Kumpelkammer und der Antiquitätenladen der Welt sein wollen. Und für Naturwärmer haben sie erst recht nichts übrig. Wenn Fremde sich damit abgeben wollen, so ist das ihr persönliches Vergnügen, für das sie aber auch nicht zahlen sollen. Das hindert den Regierungschef Italiens natürlich nicht, die offiziellen Ausgrabungen altindischer Reste mit allen Kräften zu unterstützen, denn damit soll ja die historische Führerrolle des italienischen Volkes in der Welt bewiesen werden, dessen Erneuerung der lähne Traum eines Diktators ist.

Die härteste Macht auf Erden ist aber heute die Wirtschaft, die möglichst große Industrialisierung eines Volkes. Und das Streben der Fasisten geht gerade dahin, aus dem vorwiegend agrarischen Italien einen modernen Industriestaat zu schaffen. Länger dem industriell seit jeder gefestigten Norden bildeten sich nun auch im Süden Zentren italienischer Lohnarbeiter, die unter der faschistischen Zwangsgemeinschaft von Unternehmertum und Arbeiterchaft doppelt ausgebeutet werden. So ragen heute im Golf von Neapel nicht nur Pinien und

Vielleicht wäre ihre Aufnahme in eine Menagerie von Belustigung zu erwirken! — Herr Rolf sollte sie begleiten! — Der war grüßlos verschwunden, in kritischen Moment, eben wenn man seiner bedurfte. Einerlei! — Anna sollte sofort die Koffer packen. — Ihr war das Herz zum Brechen schwer. — Nun hieß es Kopf hoch, ohne Konfusion, in aller Eile packen. — Kein Kostüm, auch kein Stück der feinen Crepdechimo-Wäsche war den momentanen Dimensionen der Gnädigen angepaßt. — War es doch sonst schon ein Problem gewesen, sie in moderne Garderobe zu zwängen. — Nehmen Sie nur das Nötigste!“ schrie der gnädige Herr. „Rasch, rasch!“ — Ehe wir noch die Polizei auf den Hals bekommen!“

„Ich verhafte Sie, im Namen des Befehles!“ — ein riesiger Polizist stand, wie aus der Pistole geschossen da. — Anna weinte heftig. Sie haben das Badewasser falsch temperiert. Auch besteht der Verdacht, Sie hätten die Reste der Silvesterstapel gemauert und die Bekmeigen ausgekratzt!“

„Gnade — Gnade!“ wimmerte die Ueberführte. — „Marshieren Sie mit! — zum Donnerwetter rrr!“

Die Klingel tonte — Anna erwachte verstört. — Nebenan jetzte die Gnädige. — Sie wollte manifest sein. — Schauernd sah Anna die plumpen Finger, überrascht keine Schwimmbaute daran zu entdecken.

Tarzan.

Kuckuck
30 Groschen
30 Pfennig
30 Rappen
7-8 L. K.

**Die größte illustrierte
Wochenschrift**
Erscheint jeden Sonntag
überall erhältlich

aus den oberen Stockwerken der hohen Mietkaserne an einer Leine ein Korb herunter, und eine dicke Frau ruft ihre Wünsche unter Aufbietung ihrer ganzen Stimmkraft dem Verkäufer zu. Der nimmt dann das Geld heraus, legt die Ware in den Korb, und der Handel ist abgeschlossen.

An den Ecken stehen Fischer und seiltischen mit erregten Frauen um ein paar billige Seefische. Andere zerlumpte Gejellen bieten billiger Haushaltsartikel an, oft schlechtesten Schund, der das gesamte Betriebskapital dieser „Kaufleute“ ausmacht.

Mitten in diesem Trubel sitzen an den Straßenrändern vor den Haustüren Frauen an klappernden Nähmaschinen und arbeiten. Oft viele hintereinander in einer Reihe. An der Seite liegt das Rohmaterial: bunter Stoff oder Leder; meist ist es schon vorher zugeschnitten, und man laufen die Röber den ganzen Tag, ohne aufzuhören, um daraus Handschuhe für die großen Fabriken zu machen. In anderen Gassen wieder ist man auf Korsettnähen spezialisiert. Ueberall das gleiche Bild des größten Elends. Selbst Kinder werden bei der Arbeit beschäftigt, müssen die fertige Ware nachschaffen und neues Material heranziehen. Das alles spielt sich an schönen, warmen Tagen auf offener Straße ab. In den Wohnungen ist dafür nicht genug Platz. Wenn es wirklich mal regnet, flüchten die Näherinnen in die Hauseingänge und Torbögen. Bleich und ausgeemgelt sind ihre Gesichter, und die Arbeit wird höchstens unterbrochen, um dem schreienden Säugling die Brust zu geben, hier mitten im Stand und Dred der Straße. Die sonst so zimperliche Geisteslichkeit nimmt daran keinen Anstoß, weil sie weiß, daß es nicht anders geht, so lange ein elender Hungerlohn für diese qualende Frauennarbeit gezahlt wird.

Die Männer dieser Frauen arbeiten in den Fabriken, aber die paar Lire Lohn langen nicht, um die ganze oft sehr große Familie zu ernähren. Viele haben aber auch selbst diesen lärglichen Verdienst schon verloren, sind arbeitslos und versuchen, sich durch Gelegenheitsverdienste oder einen kleinen Straßenhandel über Wasser zu halten.

Sich antilich arbeitslos zu melden, wagen nur wenig, weil sie dann verhaftet werden können

nach irgendwelchen Arbeitslagern, weit von der Familie entfernt. Auf diese Art kann sich der Fasismus rühmen, noch eine verhältnismäßig niedrige Erwerbslosenquote zu haben. Die Rot in diesen Elendsvierteln wird am stärksten am Aussehen der Kinder ersichtlich. Wer es weiß, wie stark der Hunger an seinen Kleinen hängt, wer gesehen hat, wie selbst ein einfacher Arbeiter verhungert, seine Jüngsten herauszupicken, der kann nur erschauern über die lumpigen Heben, in denen hier zahllose Kindertrüppel vorüberziehen. Und merkwürdig: während in den Hauptstraßen der Stadt jeder dritte oder vierte Mann ein faschistisches Abzeichen trägt, habe ich hier in den Arbeitervierteln kein einziges gesehen. Wenn wirklich mal Müllente durch diese Gassen gehen, dann stehen sie in ihrem ausgeputzten Dred von dieser Umgebung sehr schärf ab, und niemand erhebt die Hand zum Festschneitrag.

Frauen warten am Meer.

Graue Wolkenzügen trocken langsam vom Osten her auf das Land zu. Seit dem Morgengrauen war das Meer ein wütendes, tobendes Tier geworden. Ein schwarzes, unübersehbares Tier, das unaufhörlich mit seinen Pranken gegen die Küste schlug.

In der Frühe, noch halb in der Nacht, horcht die Frauen auf das Meer hinaus, auf den Sturm. Als sie vor die Düten traten, lag noch kein einziges Boot am Strande. Niemand war zurückgekommen. Sie hatten wohl alle gehofft, daß die Boote plötzlich am Strande liegen würden. Aber als es mit dieser Hoffnung aus war, sahen wieder die kleinen Faltchen über den Augen der Jungen, und die Alten kniffen den gefalteten Mund fest zusammen, als dürften sie nun erst recht kein Wort aus ihm herauslassen.

Am Abend vorher waren die Männer in See gegangen. Stunden darauf ließen schon längs der Küste Signale entlang, wurden die Körbe an den Masten emporgezogen. Die Frauen kamen bald einzeln oder in Gruppen an den Strand und sahen auf einen winzigen, schwarzen Punkt ganz weit draußen. Doch der Punkt zerfloß endlich in der Dämmerung und die Boote der Fischer kamen auch in der Nacht nicht zurück. Wie verlorene Sterne blinzelten um Mitternacht die wenigen Lichter des Dorfes. Da sahen die Alten noch auf und schredten zusammen, wenn der Sturm an Fenstern und Türen rüttelte.

Als der Morgen bleich und düster über das schäumende Meer herankroch, trat aus der kleinen Dütte, die als letzte des Dorfes neben den Wagenspuren eines auszufahrenen Weges stand, eine junge Frau. Sie lief einige Schritte um das Haus, bis sie das Meer sehen konnte. Da blieb sie stehen und legte die Hand vor die Augen, als wären hinten am Horizont schon die Segel der heimkehrenden Fischer zu sehen. Aber es war nur die Gestalt der übereinandergerückten Wogen, die sich hob und senkte.

Da begannen auch aus den andern Hütten die Frauen langsam herauszutreten. Bald war ein ganzer Haufen, der sich zusammenschlug

zu einem dunklen, dicken Klumpen und endlich gegen das Meer hin in Bewegung geriet.

Nur die Junge ging für sich allein, und als sie hinunter gekommen war, mied sie den Haufen der andern, stellte sich abseits und blidete mit roten, starrenden Augen auf die Endlosigkeit des Wassers. Ihr dunkles Tuch flatterte im Winde.

Der Haufen der andern hatte sich zu einer dünnen Kette auseinandergezogen. Keine sprach mit der andern ein Wort. Sie sahen nur aufs Meer, bis ihnen die Augen brannten, und in diesen Augen standen die vielen Stunden verzeichnet, die sie schon hier am Strande gewartet hatten. Hin und wieder begann eine der Frauen ein paar Schritte vor sich hinzutreten. Dann schraf sie zusammen, blieb stehen und weidete den Kopf hinaus aufs Meer. Endlich sagte eine von den alten: „Sie werden nach den Inseln getrieben worden sein, wie damals...“

„Wer weiß?“ erwiderte eine andere. Die Frauen schüttelten die Köpfe und stießen sich an. „Ach“, seufzten sie nur — und: „So wird es schon sein.“ Dann blideten sie weiter aufs Meer, das immer wieder auf die schwarze Linie am Strande zu sprang.

Nur die Junge blieb hartnäckig für sich allein, prechte die Hände gegen den Leib, ließ die Augen sinken. Da hinten lag eine graue Nebelwand, und dahinter konnte vielleicht Helmer stecken mit seinem Boot. Jrgendwo konnte doch ein kleiner, schwarzer Strich sein, an dem noch nichts zu erkennen war. Ach, wäre er nur gestern nicht mit den andern hinausgefahren! Hätte er doch nicht auf die andern gehört! Aber da hatte das Meer noch ruhig dogelogen wie alle Tage. Da konnte es auch für einen Fischer nicht anders sein, als daß er sein Boot in die Wellen schob und hinausfuhr.

Sie begann zu frösteln. Ihre Augen waren vom vielen Sehen schon rot geworden. Sie hätte vielleicht auch einmal auf etwas anderes blicken wollen als immer nur auf das Meer. Jeden Tag und jede Stunde das Meer. Gab es denn gar nichts Besseres auf der Welt als das Meer? Sie tat ein paar Schritte auf das Große, Drängende zu. Dann blieb sie erschrocken stehen

und sah nach den andern Frauen, deren Blicke mit ihr gegangen waren.

Sie stand weiter allein. Die andern Frauen trugen ihr nach, daß Helmer sie aus der Stadt ins Dorf gebracht, daß er um ihretwillen nicht Durichthens Stine genommen hatte, wie es die Alten untereinander abgemacht hatten. Immer war ein Gerode um die Junge. Das hatte an dem Tage begonnen, an dem Stine verschwunden war, ohne Wort und Gruß. Die Junge begann, die Monate nachzuzählen. Es waren fünf, die sie nun im Dorfe lebte. Einmal würden sich ja alle damit abgefunden haben. Einmal würde alles zum Rechten kommen. Bis dahin aber war es noch ein harter Weg, den sie allein mit Helmer gehen mußte. Wenn ihr dieser Weg zu schwer wurde, dann konnte sie sich an seine Schulter lehnen und die Augen schließen. Er wird schon wiederkommen, dachte sie, und ich werde auf ihn warten, und wenn es noch den ganzen Tag dauert, die ganze folgende Nacht. Er wird schon wiederkommen...

Blidlich ging eine Bewegung durch die Reihen der Frauen. Sie begannen die Köpfe zu heben und sahen nach den beiden Männern, die atemlos durch den Sand gestampft kamen. Die Männer hatten die Köpfe eingezogen und die Hände geballt. Sie stemmten die Schultern gegen den Wind und ließen voller Hast auf die Frauen zu.

Da heulte das Meer auf, und die Junge, die bisher allein gestanden hatte, rannte nun den Männern entgegen. Die im Haufen aber schüttelten nur die Köpfe, als die Junge bei den Männern stand und auf sie einredete. Da sagte die Alte, die vorher gesprochen hatte: „Helmer...“ Die andern Frauen erschrafen, sahen sie von der Seite an, schwiegen und blideten nun nach der Stelle, wo eben die Junge umgestunken war. Sie fuhren zusammen. Es begann etwas mit ihnen vor sich zu gehen. Als hätten sie einen Kampf auszukämpfen. Sie sahen sich an, frogend und abwartend.

Unterdessen war der eine der Männer zu den Frauen herangekommen. Er blieb mit einem hilflosen Gesichte vor ihnen stehen und versuchte,

etwas Schweres von sich abzuschütteln. Sant sagte er in die aufstehende Gruppe hinein: „Sie haben sich alle gerettet. Sie kommen mit den Booten zurück, wenn der Sturm vorbei ist.“

„Und Bieter — und Seh? Was ist mit ihnen?“ schrien zwei Stimmen.

Der Mann ließ den Kopf sinken und schlug die Arme an die Seite, als müßte er etwas beteuern, was ihm sonst nicht geglaubt werden könnte. Dann schrie er, weil der Sturm wieder mächtig zu heulen begann: „Sie sind ja alle in Sicherheit. Alle — deiner und deiner und alle aus dem Dorfe...“

„Und Helmer?“ fragte die Stimme der Alten.

Der Mann senkte den Kopf wie vorher: „Helmer? Den hat es doch gleich am Anfang erwischt. Wir konnten ja nicht an ihn herankommen. Es war zu schwer. Ihr könnt mir glauben: alles haben wir getan, alles...“ Er brach mitten im Worte ab und zeigte auf das Meer. So verging eine Weile. Die Frauen sahen sich stumm mit großen Augen an. Es schien ihnen, als wäre ein Unrecht begangen worden, das nicht mehr gut zu machen war. Um keinen Preis mehr. Ihre Blicke, die nach dem Strande hinunter gingen, lehten kummervoll wieder zurück.

Der Mann wandte sich ab und ging zu dem andern. Die Frauen sahen ihm nach, wie der durch den Sand stapfte. Dann machte eine den Anfang, dann noch eine, und endlich setzte sich der ganze Haufen in Bewegung und lief dorthin, wo der Mann neben der ohnmächtigen Frau kniete, die wie ein schwarzer Fleck im hellen Sande lag. In einander sagten sie leise: „Wir müssen nun anders zu ihr sein.“

Das Meer wälzte donnernde Wogenmassen an den Strand. Bis dicht an den schwarzen Klumpen der Frauen, die auf das totenblasse Gesicht der Jungen am Boden sahen. Nur die Alte hob noch einer Weile den Blick und schaute auf das Meer hinaus — so weit ihre Augen nur sehen konnten.

Afred Prugel.

